



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Die Auflösung des Reichstags.)

Nun ist es doch zur Auflösung des Reichstags gekommen, und damit scheint es vielleicht, als hätten die Ereignisse unsern letzten Ausführungen Unrecht gegeben. Es wird darum vor allem nötig sein, die eingetretene Änderung der Lage hervorzuheben, seit der Gedanke der Auflösung zuerst erörtert wurde. Man dachte an einen Tag zunächst an den tiefen Eindruck, den der Kampf zwischen Roeren und Dernburg gemacht hatte, und glaubte, dieses erste Durchbrechen des Bannes, unter dem die Regierung dem Zentrum gegenüber zu stehen schien, werde vielleicht einen o gewaltigen Widerhall im Lande erwecken, daß der Versuch einer Befragung des Volks wohl gewagt werden könnte. Vor dieser Auffassung mußte gewarnt werden; die Gründe brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Inzwischen aber sind weitere Tatsachen hinzugekommen, die der Lage ein andres Antlitz gegeben haben.

Dabei soll durchaus nicht verhehlt werden, daß gerade etwas eingetreten ist, was wir vorher nicht für wahrscheinlich gehalten haben. Wir haben das Zentrum darin übersehen, daß wir ihm etwas mehr berechnende Klugheit und etwas weniger von der Verwegenheit des glücklichen Spielers zugetraut haben. In der Generaldebatte über die Nachtragsetats für Südwestafrika waren die Forderungen, die in der Vorlage enthalten waren, kaum berührt worden. Man hatte sich nur mit den wirklichen und angeblichen Mängeln der Kolonialverwaltung beschäftigt. Um so leichter wäre es für das Zentrum gewesen, eine gute Rückzugslinie aus dem so unrühmlich bestandnen Gefecht mit der Regierung zu gewinnen und nun in der Kommission durch streng sachliche Mitarbeit den verlorenen Posten wieder zu erobern. Aber die Fraktion war schon zu sehr von einer gewissen Verblendung erfaßt. Sie fand den Weg zu einer besonnenen Politik nicht mehr zurück, sondern hielt zäh an dem Gedanken fest, der Regierung eine moralische Niederlage zu bereiten.

Selten ist von erfahrenen und strupellosen Parteiführern ein Plan ungeschickter ausgeführt worden. Ungeschickt war zunächst schon die Wahl der Frage, mit der man die Regierung zur Willfährigkeit zwingen wollte. Es sind ja viele kolonialpolitische Fragen erörtert worden, und mehr als eine von ihnen konnte gelegentlich benutzt werden, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Hatte die Regierung auch der ausgiebigen Verwertung des mühsam gesammelten Anlagematerials durch das geschickte und mutige Auftreten des Kolonialdirektors die schärfste Spitze abgebrochen, es blieben doch immer noch Fehler genug übrig, mit denen eine übelwollende Kritik weiterarbeiten konnte. Und schwerlich wäre es möglich gewesen, in einer solchen Frage das Volk zum Schiedsrichter zwischen der Regierung und der ausschlaggebenden Partei anzurufen. Denn so tief geht das Interesse an kolonialen Einzelfragen im deutschen Volk nun einmal nicht. Die Entrüstung über angebliche Mißbräuche und Unmenschlichkeiten wird bei der großen Menge derer, die aus dem dargebotnen Material die Lügen und Übertreibungen nicht auszufondern wissen, immer die Freude an den Kolonien selbst überwiegen.

Einen Punkt gibt es aber, wo diese Fragen eine allgemeinere Gestalt annehmen, und wo der Unterschied zwischen Kolonialgegnern und „Kolonialschwärmern“ — wie man im Lager der Opposition immer noch gern sagt — im Volksbewußtsein völlig versinkt. So weit sind wir doch schon, und die Haltung der freisinnigen Volkspartei an dem entscheidenden 13. Dezember hat es deutlich bewiesen, daß die Frage, ob wir unsre Kolonien aufgeben sollen, nicht mehr ernstlich aufgeworfen werden darf. Sogar Verständnislosigkeit und Widerwille gegenüber unsern kolonialen

Bestrebungen kennen doch schon die Grenze, wo die kolonialen Fragen zu nationalen werden. Mag die sozialdemokratische Verhegung auch immer wieder versuchen, den Gedanken einer Weggabe der Kolonien in das Volk zu werfen, sie kommen doch nicht damit durch, und sie drücken den Gedanken auch nur bedingungsweise und vorsichtig aus. Es ist eben schon zu viel deutsches Blut um unsre Kolonien geflossen. Und auch da, wo die Vorstellung von nationaler Ehre das Blut nicht schneller durch die Adern zu treiben vermag, machen sich urteilsfähige Leute sehr wohl klar, daß mit der Aufopferung der Kolonien ein sehr reeller Schaden für Deutschland verbunden sein würde. Es wäre ja nicht bloß der Verzicht auf erhofften Gewinn aus den Kolonien selbst, sondern eine Bankerotterklärung der deutschen Macht vor aller Welt, wofür wir mit unserm ganzen Nationalvermögen und nationalen Ansehen einzustehn hätten.

Das Zentrum hat sich trotzdem nicht geschaut, durch seine Haltung in der Frage der Nachtragsforderungen für Südwestafrika einen Beschluß des Reichstags herbeizuführen, der diese grundsätzliche Wahrung der nationalen Ehre und der allgemeinen nationalen Interessen bedrohte, und dem sich die Regierung nicht fügen konnte. Das war schlimmer noch, als es die abermalige Ablehnung der Eisenbahn Kubub—Keetmanshoop gewesen wäre. Auf das schärfste muß betont werden, daß die Frage eine grundsätzliche Bedeutung hat, die über den vorliegenden Fall weit hinausgeht und mit Kolonialpolitik nichts mehr zu tun hat. Die Regierung sollte gezwungen werden, die Zahl der Truppen in einem des Schutzes bedürftigen, im Kriegszustande befindlichen Lande, für das schon Hunderte von Millionen ausgegeben worden sind, und in dem viele weitere Hundert auf dem Spiele stehn, über das von den verantwortlichen Autoritäten für zulässig befundene Maß hinaus zu vermindern, mit andern Worten, auf das Geheiß einer Partei das deutsche Volk vor die Wahl zu stellen, entweder die Kolonie schimpflich aufzugeben oder eine unerhörte Verschleuderung von Mitteln, die vom deutschen Volke aufgebracht werden müssen, zu gestatten. Und warum dieses Entweder—Oder? Nicht etwa weil jene Partei diese Wirkung selbst wünscht, sondern weil ihr jedes Mittel recht ist, die Regierung unter ihr Joch zu zwingen. Was hier zufällig mit einer kolonialen Frage versucht worden ist, kann bei andrer Gelegenheit auch mit jeder andern nationalen Ehrensache und Machtfrage versucht werden. Wer steht dafür, daß, wenn dergleichen einmal geschehn ist und die Billigung des Volks gefunden hat, nicht auch im Falle eines europäischen Krieges Ähnliches unternommen wird, eine herrschsüchtige, nur ihre Zwecke kennende Partei der verantwortlichen Leitung in den Arm fällt? Es ist im Grundsatz ganz dasselbe. Wenn hier und da mit Achselzucken erwidert wird, hier handle es sich ja um gar keinen wirklichen Krieg, sondern um Unternehmungen gegen räuberische Gottentottenbanden, so muß dazu bemerkt werden, daß der Maßstab für die Beurteilung nicht in dem Umfang und der Bedeutung des Krieges zu suchen ist, sondern darin, ob die richtigen und genügenden Mittel aufgewandt werden. Bekennt sich das Deutsche Reich aus freien Stücken unfähig, mit Gottentotten fertig zu werden, so ist das um so schimpflicher. Der scharfe Hinweis auf die grundsätzliche Bedeutung des Falls mag übertrieben erscheinen, aber sicherlich darf man nichts für unmöglich halten, wenn ein Mann, wie der Abgeordnete Spahn, davon sprechen konnte, das Zentrum wolle der Regierung die Verantwortung abnehmen, und dem Oberbefehlshaber in Südwestafrika könne es doch nur angenehm sein, daß der etwaige Mißerfolg nicht ihm angerechnet werden würde. Eine so unglaubliche, undeutsche Auffassung von dem Pflichtgefühl und der Verantwortungsfreudigkeit eines deutschen Offiziers bekundete derselbe Mann, der in derselben Rede ganz treuherzig zu versichern wagte, daß beim Wiederausbruch des Aufstandes selbstverständlich alles Nötige

bewilligt werden würde. Mit andern Worten: erst müssen wieder deutsche Frauen und Kinder von Eingebornen abgeschlachtet worden sein, dann kann das ganze Spiel auf Kosten des deutschen Volkes von neuem beginnen! Das alles bedeutet einen moralischen Tiefstand der Partei, der kaum überboten werden kann. Vor die Frage gestellt, sich einem aus solchen Motiven hervorgehenden Beschluß zu fügen, konnte die Regierung mit Ehren nur einen Ausweg finden: die Auflösung des Reichstags. Jeder Versuch einer Verhandlung barg in sich schon die Anerkennung von Grundsätzen, die zu unberechenbaren Folgerungen führen mußten und die verfassungsmäßige Autorität der Regierung in verhängnisvoller Weise bedrohten. Fürst Bülow hatte den rechten Entschluß gefaßt; jetzt ging es nicht so weiter, der Ruf an das deutsche Volk mußte ergehen.

Der erste Eindruck ist überall der einer befreienden Tat gewesen. Daß Zentrum und Sozialdemokratie hierbei ausgenommen sind, ist selbstverständlich. Aber auch die freisinnigen Parteien haben den Entschluß der Regierung gebilligt und gehen mit gutem Mut in den Wahlkampf. Es fragt sich nur, ob die günstige Stimmung vorhält, und ob sie ausreicht. Für den nachdenklichen Politiker bleibt eine ganze Reihe von Bedenken bestehen. Wir wollen nicht die Methode des Vogels Strauß befolgen, sondern uns das ehrlich klar machen. Die Parteien, gegen die sich der Kampf der nationalen Parteien richtet, Zentrum und Sozialdemokratie, sind am besten organisiert und gerüstet und haben den sichersten Besitzstand. Diese Stellung so zu erschüttern, daß der neue Reichstag ein wesentlich neues Gefüge der Parteien zeigt, wird man kaum hoffen dürfen. Daß dem Zentrum einige Sitze entrisen werden, wird allgemein angenommen, aber bedeutend geschwächt wird es wahrscheinlich nicht werden. Über die Aussichten der Sozialdemokratie gehen die Meinungen der Wetterpropheten auseinander. Es gibt Leute, für die es von vornherein feststeht, daß die Sozialdemokratie bei den nächsten Wahlen neue Eroberungen machen müsse. Diese Befürchtung konnte man für sehr begründet halten, solange das schleichende Fieber, das unser Volk erfaßt zu haben schien, ungehemmt seine verwüstenden Wirkungen üben durfte. Warum aber vorschnell die Hoffnung aufgeben, daß die kräftige Entschlossenheit der Regierung, ihre von Vertrauen auf das deutsche Volk zeugende Tat, ihr lauter Weckruf an das nationale Ehrgefühl, ihr festes Eintreten für Sauberkeit und Ehrlichkeit in dem politischen Zusammenwirken von Regierung und Volksvertretung — daß dies alles vielleicht gerade das rechte Heilmittel für unsre Krankheit bedeuten wird? Was man wohl sicher erwarten dürfte, wenn die Dinge bis zum Jahre 1908 den bisherigen Weg genommen hätten, das braucht jetzt durchaus nicht als ganz sicher zu gelten. Von verständigen Leuten, die Gelegenheit haben, tief in das Volk hineinzuhorchen, kann man jetzt gelegentlich schon ganz andre Urteile hören, als der landläufige Pessimismus wahr haben will. Es schlummert da unter der Hülle zielloser Verdrossenheit und Nörgelsucht eine Fülle von gesunden Regungen, die nur der Aufrüttlung und der sichern Führung warten. Es ist freilich außerordentlich schwer vorauszusagen, ob der gegenwärtige Antrieb genügt, solche Regungen freizumachen. Der Parteiterrorismus und das stark entwickelte Klassenbewußtsein des Arbeiters, das das junge Geschlecht der Gegenwart nicht erst auf der Arbeitsstätte von den Agitatoren lernt, sondern schon mit der Muttermilch in sich aufnimmt, können bei den Wahlen noch, einen kräftigen Strich durch alle Hoffnungen machen. Aber so selbstverständlich wie manche glauben, ist ein neuer Sieg der Sozialdemokratie unter diesen Umständen nicht.

Aus diesen Erwägungen kann aber trotz mancher hoffnungsreichen Anzeichen doch im ganzen vielleicht geschlossen werden, daß sich die Auflösung des Reichstags als ein Schlag ins Wasser erweisen wird. Wenn ein ähnlicher Reichstag wieder-

lehrt, was nützt uns dann das ganze Experiment? Doch mehr, als sich auf den ersten Blick zu ergeben scheint.

Die Gefahr und das Unerquickliche der bisherigen Lage bestand in der ungeheuern Zerfahrenheit und Mutlosigkeit, die in den bürgerlichen Parteien außerhalb des Zentrums herrschten. Niemand wollte eigentlich etwas tun, sich anstrengen und Opfer bringen. Von oben her erwartete man alles Heil, und in einer verzögerten, sterilen Kritik alles dessen, was von oben her geschah, erschöpfte man sich. Dieser Stimmung, die zu einer vollständigen innern Zerbröckelung führen muß und indirekt die Geschäfte des Gegners besorgt, ist durch die entschlossene Tat der Regierung jeder Vorwand entzogen worden. Wer jetzt nicht mittut, der soll auch das Klagen und Mörgelein lassen. Wer mittut und trotzdem keinen Erfolg sieht, der soll wieder lernen, sein politisches Urteil auf das Mögliche und Wirkliche einzustellen; er soll nach geeigneten Mitteln Umschau halten, um zu ändern und zu bessern. Man beschuldigte bisher die Regierung gern des „Fortwurfstuns“. In Wahrheit war die Existenz unsrer meisten Parteien nichts anderes als ein Fortwurfstun. Glück das Experiment der Regierung nicht, vermag der Appell an das deutsche Volk den Kern des Übels nicht zu beseitigen, dann müssen die bürgerlichen Parteien außerhalb des Zentrums stärker als je zuvor die Notwendigkeit erkennen, ihre Kräfte neu zusammenzufassen. Sie müssen ihre Programme revidieren, und zwar von Grund aus, nicht in der bisherigen kümmerlichen Flickarbeit; sie müssen die Festigkeit der Organisation und die Rührigkeit und Zweckmäßigkeit der Arbeit von ihren Gegnern lernen. Das alles drängt sich so gebieterisch auf, daß es unmöglich ist zu verkennen, worin die Wirkung der neuen entscheidenden Wendung in jedem Falle zu suchen ist.

Zunächst stehen wir vor der praktischen Aufgabe, die Hoffnungen der Regierung möglichst erfüllen zu helfen. In diese Tätigkeit gehören ängstliche Erwägungen nicht hinein. Der entscheidende Schritt ist getan; jetzt heißt es nur dafür sorgen, daß er überall verstanden wird, und daß die richtigen Folgerungen daraus gezogen werden. Der Feldzug geht nicht um eine kolonialpolitische oder militärische Frage, sondern um die Zertrümmerung eines gewissenlosen Parteiregiments, das Ehre und Ansehen des Reichs leichtsinnig aufs Spiel setzt und in der innern Politik die Unabhängigkeit der Verwaltung und alles, was eine feste Steuerung ermöglicht, zu zerlegen droht. Mag der äußere Erfolg auch hinter manchen Erwartungen zurückbleiben, die Klärung der Lage wird nicht ausbleiben.

Epilog zum Berliner Händelfest. Ende Oktober gab es in Berlin ein Händelfest. In einer Reihe von vier Konzerten kamen Händelsche Kompositionen zur Aufführung; auf den Programmen standen auserlesene Werke der Vokal- und Instrumentalmusik, in ihrer Vielheit und Verschiedenartigkeit wohl geeignet, ein reiches Bild von dem Schaffen des Großmeisters zu geben.

Ist von einem Feste die Rede, so denkt jeder an etwas außergewöhnliches und wird vor allen Dingen erwarten, daß die Veranstalter und Leiter der Aufführungen bemüht gewesen sind und nach Kräften gearbeitet haben, die Kunstwerke möglichst vollendet vorzuführen in technischer wie geistiger Beziehung. Mit sorgfältiger Einstudierung der Chöre und hervorragender Besetzung der Solopartien sind die Aufgaben nur zu einem Teile gelöst, zum andern, bedeutendern, gilt es, bedacht zu sein, dem Geist und Stil der Schöpfungen gerecht zu werden. Die Forschung hat sich seit Jahrzehnten mit Erfolg um die Kenntnis der Musikpraxis im achtzehnten Jahrhundert bemüht: gedankenloses, schablonenmäßiges Musizieren nach den Noten duldet sie nicht, Sänger und Instrumentalisten müssen vielmehr selbständig die Auf-

zeichnung ihrer Partien ergänzen, um diese wirklich lebensvoll zu gestalten und den Intentionen eines Autors gerecht zu werden. Die Sorge für eine solche richtige Ausführung ist Pflicht des Dirigenten, und das Publikum darf mit vollem Rechte verlangen, daß bei einem Händelfest alles geschieht, ihm den echten Händel zu zeigen.

Aber schon die erste, äußerlich glänzende Aufführung des „Israel in Ägypten“ genügte in dieser Hinsicht nicht; sie bot eine virtuose, effektvolle Leistung des Chores, der überall in den Vordergrund gestellt war, selbst einem so ausgeführten und wichtigen Orchesterpart gegenüber wie den Schilderungen der ägyptischen Plagen. Das feine Geschwirre und Gesumme der Fliegen und der Mücken wurde erdrückt, und der kräftig schlagende Rhythmus in Trompeten und Pauken bei dem Hagelsturm kam nicht recht zur Geltung. Hier mag der Mangel an der Schwierigkeit der chorischen Besetzung der hohen Trompeten liegen; aber auch die Leistung des Chores an sich war nicht einwandfrei. Wo blieb zum Beispiel die unerbittliche Härte des Themas „Und schlug alle Erstgeburt Ägyptens“? Daß gegen Schluß die abgerissenen Akkordschläge mit Wucht „herausgeholt“ wurden, machte nur fühlbarer, wie wenig kraftvoll das Hauptthema aufgefaßt war. Die Orchesterbesetzung entsprach den Vorschriften der Chrysander'schen Bearbeitung, man führte auch löblicherweise das füllende Akkompagnement durch — aber damit waren noch nicht alle Aufgaben gelöst. Die Spielerei mit und auf „Zbachorden“, die übrigens dem alten Cembalo im Klange bedeutend nachstehen, erfüllt keineswegs die stilistischen Forderungen. Die sogenannten „Manieren“ in der Ausführung der Musik des achtzehnten Jahrhunderts, wohlbekannt aus den Erklärungen alter Lehrbücher, waren nirgends berücksichtigt, die notwendigen Durchgangs- und Wechselnoten, die Vorhalte wurden weggelassen; man sang notengeheu und somit falsch. So kamen die Chorrezitative im Finsternischor zum Vortrag — dessen durchgängiges Pianissimo als sehr schön und stimmungs-gemäß besonders hervorgehoben werden soll —, so sangen die Solisten in ihren Arien und Duetten. Lehnt der Dirigent die Verantwortung für den solistischen Teil ab, und doch trägt er sie, denn das ganze Kunstwerk steht unter seiner Leitung, so trifft ihn trotzdem bei den betreffenden Chorstellen der Vorwurf des Verstößes gegen Grundregeln eines Stiles, den ein Musiker in so hervorragender Stellung vollständig beherrschen muß. Auch die Aufführung des Belsazar zeigte die erwähnten stilistischen Mängel, und der Chor, offenbar mit viel Fleiß einstudiert, dominierte ebenfalls. Um die Solisten und das „Zusammenspiel“ mit ihnen hatte man sich nicht bekümmert, und das Orchester, das gar viel zu sagen hat, fiel hier um so mehr ab, als eine straffe, temperamentvolle Leitung fehlte: von dem frechen, überlauten Treiben des Sesechfestes hörte man wenig, es klang alles viel zu zahm. Der Belsazar selbst hatte kein rechtes Leben, sein Vortrag wie auch der aller Sänginnen war zu gedehnt, konzertmäßig ohne dramatischen Impuls. Das machte natürlich die an sich bedeutenden Rezitative, die obendrein unter einem ungenügenden, zu dürftigen Akkompagnement litten, geradezu unerträglich, und die es zu zeigen galt, Händels hervorragende Kraft einer hochdramatischen, packenden Darstellung, mußte recht klein erscheinen. Hierin haben künftige Aufführungen mit aller Kraft zu arbeiten, soll dieses Oratorium in seiner Größe wieder lebendig werden, wozu sich allerdings noch die Lösung eines wichtigen Problems gesellt, das der Besetzung. Cyrus ist für Sopran, Daniel für Alt geschrieben; natürlich für Kastraten, deren Stimmen eine markigere Kraft hatten als die einer Sängin. Lassen wir uns schließlich einen passgen Alt für den mehr inaktiven Propheten gefallen, so wirkt die Damenstimme bei dem tatkräftigen Cyrus für unser Empfinden so unnatürlich, daß sich als unabweisbare Forderung ergibt, die Partie für eine Männerstimme umzuschreiben. Ein solches Verfahren ist sogar historisch gerechtfertigt und mit einem klassischen Beispiel zu belegen in Glucks eigener Bearbeitung seines Orpheus für die Pariser Oper.

Bedeutend höher als die Aufführungen der beiden Oratorien durch den Philharmonischen Chor und die Singakademie standen die zwei Konzerte in der Hochschule für Musik. Freilich, die Solosänger unterließen es auch hier, ihre Partien in der nötigen Weise zu vervollständigen, es fehlte auch jeder Anstoß zur Variation des Dakapo in den Arien und Duetten, die Instrumentalwerke jedoch gelangten in stilistischer Hinsicht zu einwandfreier Darstellung, Kadenzen oder nur skizzenartig notierte Solostellen wurden mit angemessenen Ergänzungen ausgeführt. Leider kam dieser Vorzug bei dem Orgelkonzert nicht zur Geltung, denn seine Wiedergabe blieb dem Inhalt dieser herrlichen Komposition fast alles schuldig. Sehr zu verwundern war es, daß man sich nicht grundsätzlich der alten Instrumente bediente, wo doch unter demselben Dache die schönsten Clavicembalos und Lauten stehen.

Entschieden abzulehnen ist der moderne Flügel. Schon als Akkompagnement-instrument für den Continuo leistet er nicht die rechten Dienste, sein Ton wirkt zu selbstherrlich, während der des Cembali vom Orchester förmlich aufgesaugt wird; man soll gar nicht hören, wie das füllungsgebende Instrument mißspielt, aber man würde merken, wenn es fehlt. Als Begleitinstrument in der Kammermusik stören vor allen Dingen die Bässe, sie klingen zu dick, und trotz der bessern Dämpfung unsrer modernen Instrumente wirken sie unklar, verwischt. Daß die Komposition mit dem dünnen Baß rechnet, beweist ja seine Verstärkung durch Gamben oder andre Instrumente, wenn starke Oberstimmen darüber geführt sind. Und wenn es sich gar um Solokompositionen handelt, dann versagt der moderne Flügel vollkommen. Das alte Cembalo mit seinen Registern und Oktavkoppelungen bietet eine Fülle von Farben, die in ihrer Mischung und gesteigerten Verwendung dramatisch wirken können. Wer die Variationen des harmonious blacksmith nie hat auf einem alten Instrument vortragen hören, kennt sie schlechterdings nicht. Der Fehler zu dieser Fülle einer modernen Harfe beeinträchtigte auch die Stimmung des Flötensolos in der Cäcilienode; die Laute wirkt viel zarter, diskreter, zugleich tönen aber die Akkorddarpeggien voller — und ein Lautenspieler würde wirklich nicht schwer zu beschaffen gewesen sein.

Die Benutzung alter Instrumente ist für die Wiedergabe des echten Händel ebenso wichtig wie die Besetzung des Orchesters in der von Händel vorgeschriebnen Weise. Diese letzte Forderung war durchgängig erfüllt und ist glücklicherweise fast allgemein anerkannt worden, um so mehr befremdete es, in den Kritiken Stimmen zu hören, die sich gegen zu treue Kopie des Händelschen Orchesters aussprachen, mit einem Hinweis auf unsre Shakespeareraufführungen.

Zieht man Shakespeare zum Vergleich heran, der auch nicht mit den bescheidenen Mitteln der Bühnentechnik seiner Zeit zur Aufführung kommt, so beweist dies ein völliges Verkennen der Sachlage: bei Shakespeare handelt es sich um etwas Nebensächliches, bei Händel um einen integrierenden Bestandteil des Kunstwerks. Dort sind es Ausstattungsmittel zur Unterstützung der Phantasie, die den Forderungen des Dichters zu seiner Zeit nicht genügen konnten, hier sind es Darstellungsmittel, die nicht nur die Absichten des Meisters vollständig zum Ausdruck bringen, sondern für die und deren Eigenart speziell die Kompositionen gedacht und geschrieben sind. Ein Vergleich zwischen der ursprünglichen Fassung der Cäcilienode und deren Bearbeitung von Mozart gibt lehrreiche Aufschlüsse: wieviel ist nicht hinzugegan, wieviel wird andererseits unterdrückt.

Wir reinigen alte Gemälde von der Übermalung späterer Zeit und sind erstaunt zu sehen, was alles wegfällt, das nur die Monumentalität des Bildes minderte, oder wie plötzlich eine Menge kleiner Gestalten zur Hauptgruppe eines Bildes hinzutritt, die erst den ursprünglichen Bewegungsrhythmus der Komposition aufdeckt. Wir lesen Dichtungen im Original, damit ihre Kraft nichts durch Bearbeitung

oder Übersetzung einbüßt, und geben uns Mühe, mit dem anders gearteten Empfindungs Ausdruck fremder Sprachen und Zeiten vertraut zu werden, wir erkennen auch die unbedingte Notwendigkeit solcher Vertrautheit an, wenn es sich um die Bewertung der Kunstwerke handelt. Für die Musik lehnen wir aber alle ernste Arbeit ab und wollen mühelose Unterhaltung; was nicht verstanden wird, heißt veraltet, „ein Tribut, den der Meister seiner Zeit zollte“!

Die Kritik nun, deren Aufgabe es ist, Belehrung zu geben und Klarheit zu schaffen, genügte leider in den meisten Fällen nicht, und was schon die Aufführungen zeigten, der Mangel an Kenntnissen und Sicherheit in Stilfragen, trat hier in noch stärkerem Maße zutage. Die Berichte der Tagesblätter mußten das Publikum verwirren, statt es aufzuklären; man hatte wohl dies und das an Auffassung und Vortrag von Dirigenten und Sängern auszusagen, aber niemand erhob Protest gegen das „manierlose“ Singen, wodurch Händel direkt gefälscht wurde.

Was für ein Stümper müßte Händel gewesen sein, wenn er für die Schilderung des ländlich-friedlichen Lebens im Duett Beato in vor nur solche Töne gefunden hätte, wie man sie zu hören bekam mit dieser harten Stockung im dritten Takte der Eingangssphrasen. Aber wie weich fließt die Melodie dahin, im treffenden Ausdruck bukolischen Glücks, wenn die Notenschrift recht gelesen und vorgetragen wird! Allerdings, diese Musik schien nur ein geringes Verständnis gefunden zu haben; es war erstaunlich zu lesen, wie wenig Eindruck gerade die Kammerduette den meisten gemacht hatten, wie sie kurz registriert und damit ohne weiteres abgetan wurden. Wenn der bekannte Referent des Berliner Tageblattes ein Duett bloß „um seines stimmungsvollen Abchlusses willen“ erwähnt, so stellt er seinem musikalischen Urteil mit dieser Äußerung ein wenig günstiges Zeugnis aus. Und dabei bildete die Kompositionsgattung sozusagen eine „Novität“, die das stärkste Interesse hätte finden sollen; aus ihr spricht eine hohe reife Kunst zu uns, nicht nur des Sologesanges, sondern des musikalischen Vermögens überhaupt. Die schildernde Kraft der Musik entfaltet sich hier in hervorragender Weise und hält stand auch den besten Schöpfungen unsrer modernen Programm-Musik, die gerade diese Fähigkeit der Musik besonders ausgebildet hat. Ja man muß sogar rückhaltlos bekennen, in der Verwendung der Ausdrucksmittel hatten die Meister des achtzehnten Jahrhunderts eine größere Sicherheit, sie hatten in ihre Kunst eine bei weitem klarere Einsicht als unsre Zeit; solche Mängel in einer Charakterzeichnung wie bei der Straußischen Salome wären damals einfach undenkbar gewesen.

Und diese Eigenschaft ist von besondrer Wichtigkeit: die Aufführungen der Werke eines Händel können klärend wirken, zumal da sich in ihnen eine solche bedeutende urgesunde Persönlichkeit dokumentiert.

In Händel tritt uns noch ein Stück kraftvoller Renaissance entgegen — und das gerade mag ihn den Kreisen fremd machen, die gewöhnt sind, diese große Kulturperiode vom Standpunkte Gobineaus zu betrachten. Man denke daran, wie er den Charakter der Agrippina gefaßt und so greifbar plastisch dargestellt hat, einer Agrippina, die in ihrer ungeheuerlichen Größe neben einem Cesare Borgia steht. Man denke an Händels Stellung zu religiösen Dingen, erhaben über Kirchlichkeit und Dogma, man denke endlich an seine Werke selbst in ihrer Größe, wie sie immer knapp und maßvoll gefaßt sind. In den beiden letzten Punkten steht er in scharfem Gegensatz zu Bach, der eine völlig andre Kultur vertritt; doch nur eine gewisse geistige Befangenheit wird es versuchen, einen dieser Riesen gegen den andern auszuspielen, wie das leider in einer jüngst erschienenen populären Bachbiographie noch geschah. Händels Größe ist wohl über allem Zweifel, aber sie lebendig empfunden zu machen, dazu sollen die Festaufführungen dienen, und

Kritiker und Musiker werden durch innigeres Vertrautsein mit dem Stil der Werke beitragen, die Schöpfungen des Meisters rein und unverfälscht zu zeigen. Das, was wir haben müssen und wollen, ist der echte Handel. Edward Buhle

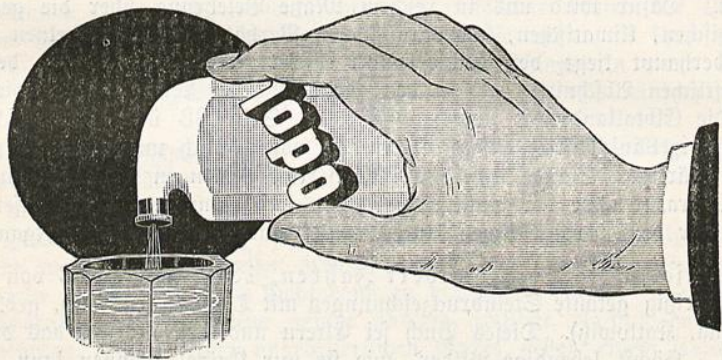
Landschaftsbilder aus Sachsen. Im Verlage von H. W. Schlimpert in Meißen gibt Dr. Emil Schöne in neun Abteilungen unter diesem Titel eine Sammlung von Monographien heraus. Das Unternehmen ist 1902 von dem unterdes verstorbenen Geheimen Schulrat Grüllich angeregt worden und wird von einer Anzahl sächsischer Seminarlehrer, Schülern von Friedrich Nagel, durchgeführt. Das Programm, nach dem diese Hefte ausgearbeitet sind, betont, daß Landschaften nicht bloße Gesteinsschollen oder lockere Konglomerate von Bodenstücken und Bölkern sind. Ihr Wesen bestehe vielmehr in der innigen Wechselwirkung zwischen beiden. Demnach gelte es, bei der Bearbeitung der Landschaftsbilder in gleicher Weise Boden und Volk, physische Bodengrundlage und kulturgeographische Belegung zu berücksichtigen und in ihrem Wechselverhältnis zu beleuchten. Bisher sind fünf von den geplanten neun Hefen erschienen: Die Elbtallandschaft unterhalb Pirna von E. Schöne, Das Vogtland von A. Simon, Die Sächsische Schweiz von Hans Stübler, Das Dschager Hügel- und Tieflandsgebiet von R. May und Tittel, Die Oberlausitz von D. Weyer, A. Förster und Chr. März. Diese Hefte, gut ausgestattet und mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, sind in der Tat für den geographischen Lehrer, für den sie zunächst berechnet sind, recht gute Hilfsmittel, sie enthalten auch brauchbare Beiträge zur Landeskunde, aber sie sind auch in ihrer Gesamtheit noch nicht die erhoffte und im Prospekt versprochene Landeskunde von Sachsen. Denn die Geschichte der Besiedlung bricht in den meisten Hefen mit der deutschen Kolonisation ab, in andern ist sie bis zur Gründung der deutschen Städte durchgeführt. Aber die weitere Geschichte dieser kräftigsten und interessantesten politischen Gebilde ist zwar hier und da in den Abschnitten über die Industrie gestreift, fast nirgends aber im Zusammenhange bis zur Gegenwart behandelt. Deshalb erfahren wir auch kaum ein Wort von den vorzüglichsten Erzeugnissen, die die Wechselwirkung zwischen der Landschaft und ihren Besiedlern in den Monumenten der Kunst hinterlassen hat. Dafür wird uns in reichem Maße Belehrung über die geologischen, mineralogischen, klimatischen, hydrographischen Verhältnisse der einzelnen Gegenden zuteil. Überhaupt liegt der Schwerpunkt dieser Arbeiten mehr in den naturwissenschaftlichen Abschnitten als in den geschichtlichen. Was zum Beispiel in dem Hefte „Die Elbtallandschaft unterhalb Pirna“ Seite 83 über die Geschichte der Meißner Porzellanindustrie gesagt ist, ist sehr oberflächlich und entspricht nicht mehr dem gegenwärtigen Stande unsers Wissens. Auch fehlen in den Angaben über die benutzte Literatur viele der wichtigsten neuern Erscheinungen. Trotz dieser Mängel wünschen wir dem verdienstlichen Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang.

Die eiserne Zeit vor hundert Jahren, 1806 bis 1813 von Richard Knötel (dreißig getönte Steindruckzeichnungen mit Text, Quer-Folio, geb. 6 Mark; C. Swinna, Rattowitz). Dieses Buch sei Eltern und Lehrern auf das dringendste empfohlen. Höchst lebendige Bilder, wie sie nur Knötel zeichnen kann, dazu ein ebenso schöner knapper Text. Wie ein Drama bauen sich die Ereignisse von Jena bis Leipzig auf, vorgeführt als die Erlebnisse einer kleinen schlesischen Stadt, offenbar der Heimat des Künstlers selbst; das erste Bild zeigt Kaufleute, die auf ihrer fluchtartigen Rückkehr von der Leipziger Messe die Schreckensnachrichten von Jena und Auerstädt mitbringen und damit den Einwohnern die dumpfen, den Tatsachen vielfach vorausgeeilten Gerüchte bestätigen. Die lebendigen Zeugen der Schlacht, heimkehrende Versprengte und Fangflüchtige, folgen auf dem zweiten Bilde, und ihnen auf den Ferseu sprengt auf dem dritten Bilde die feindliche Vorhut in die verödeten Straßen.

Folgerichtig, ernst und stimmungsvoll reiht sich Szene an Szene, gestützt durch den ganz vortrefflichen Text. Was hier von Krieg, Not und Tod, von Treue und Hingebung erzählt und gezeigt wird, sind uns Alten Kindheits Erinnerungen, doch unsern Kindern, die zumieist nicht viel mehr von jener Zeit wissen als eingepauckte Tatsachen, wird hier ein ergreifendes Bild von der ungeheuern Geistesbewegung gegeben, wie sie in der ganzen neuern Geschichte einzig dasteht. Wer das Buch ruhig in sich aufgenommen hat, wird diesen Geisteshauch an sich spüren und den Dankgottesdienst nach der Schlacht von Leipzig, den das letzte Bild darstellt, ergriffen mitfeiern. Das Buch ist von der heutzutage sehr selten gewordenen Art, wie es in seiner Schlichtheit und ehrlichen Gefühlsstimmung kein andres Volk hervorbringen kann. Alle werden sich daran erfreuen wie Junge, es muß am Familientisch beesehen und vorgelesen werden, wo ein Vater mit seinen Kindern eine Feierstunde verleben will.

v. Ubisch

Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. Ein wertvolles Anschauungsmaterial für den Geschichtsunterricht bietet Karl Bauer unter diesem Titel. (32 Federzeichnungen. Blattgröße etwa 25×30 Zentimeter. 32 Blätter in Mappe 4 Mark 50 Pf., 12 Blätter nach Wahl in Mappe 2 Mark 50 Pfennige. Einzelblätter: auf Karton 60 Pfennige, in Erlenrahmen unter Glas 2 Mark 50 Pfennige. Leipzig, V. G. Teubner.) Der Künstler hat mit seinen Zeichnungen eine Reihe interessanter charakterologischer Studien geschaffen; in jedem der Köpfe versucht er, einen besonders auffallenden Zug des germanischen Geistes, des deutschen Gemütes und der deutschen Phantasie darzustellen. Arminius, Karl der Große, Barbarossa, Maximilian, Gutenberg, Dürer, Luther, Wallenstein, der Große Kurfürst, Friedrich der Große, Lessing, Schiller, Goethe, Alexander von Humboldt, Beethoven, Pestalozzi, die Königin Luise, Blücher, Zahn, Wagner, Krupp, Moltke, Bismarck, Wilhelm der Zweite und andre bilden die Reihe dieser größtenteils fein gezeichneten Charakterköpfe. Bei dem verhältnismäßig geringen Preise werden die Bilder sicher eine große Verbreitung finden.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zurzeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

**Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigem Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.**